

LEBEN, GESELLSCHAFT & KULTUR AM WOCHENENDE



Die letzten Zeugen

Fortsetzung von Seite V1

» zin an der Universität Hamburg. Der Institutsleiter ist einer, der seine Erfahrung populärwissenschaftlich bisher für sich behalten und noch keinen massentauglichen Bestseller geschrieben hat. Einzig in dem Sachbuch „Tote haben keine Lobby“ von Sabine Rückert, der damaligen Gerichtsreporterin der Wochenzeitung „Die Zeit“ ließ er sein Fachwissen einfließen.

Wenn man ihn auf die Darstellung seines Berufs in den Medien fragt, erklärt er gern und schon ein bisschen genervt, dass in gerichtsmedizinischen Instituten beim Sezieren weder Rotwein getrunken wird noch Butterbrote gegessen werden. „Wir sind auch nicht so gut ausgestattet und sind auch nicht die, die alles rausbekommen, mit den besten Laboren und den neuesten Methoden.“ Von der gesellschaftlichen Akzeptanz eines Dr. Boerne können Püschel und sein Berufsstand nur träumen. Die Wirklichkeit ist nicht telegen und muss deshalb aufgehübscht und überzogen dargestellt werden. Die Beschäftigung mit Gewalt und Tod, davon ist Püschel überzeugt, beschränke sich auf den allsonntäglichen „Tatort“. Der entfalte dann seine kathartische – also reinigende – Wirkung. Und dann sei es aber auch gut für den Rest der Woche. Das alles sei allerdings zwar ärgerlich, aber nicht weiter bedrohlich.

Eine Frage der Rechtssicherheit

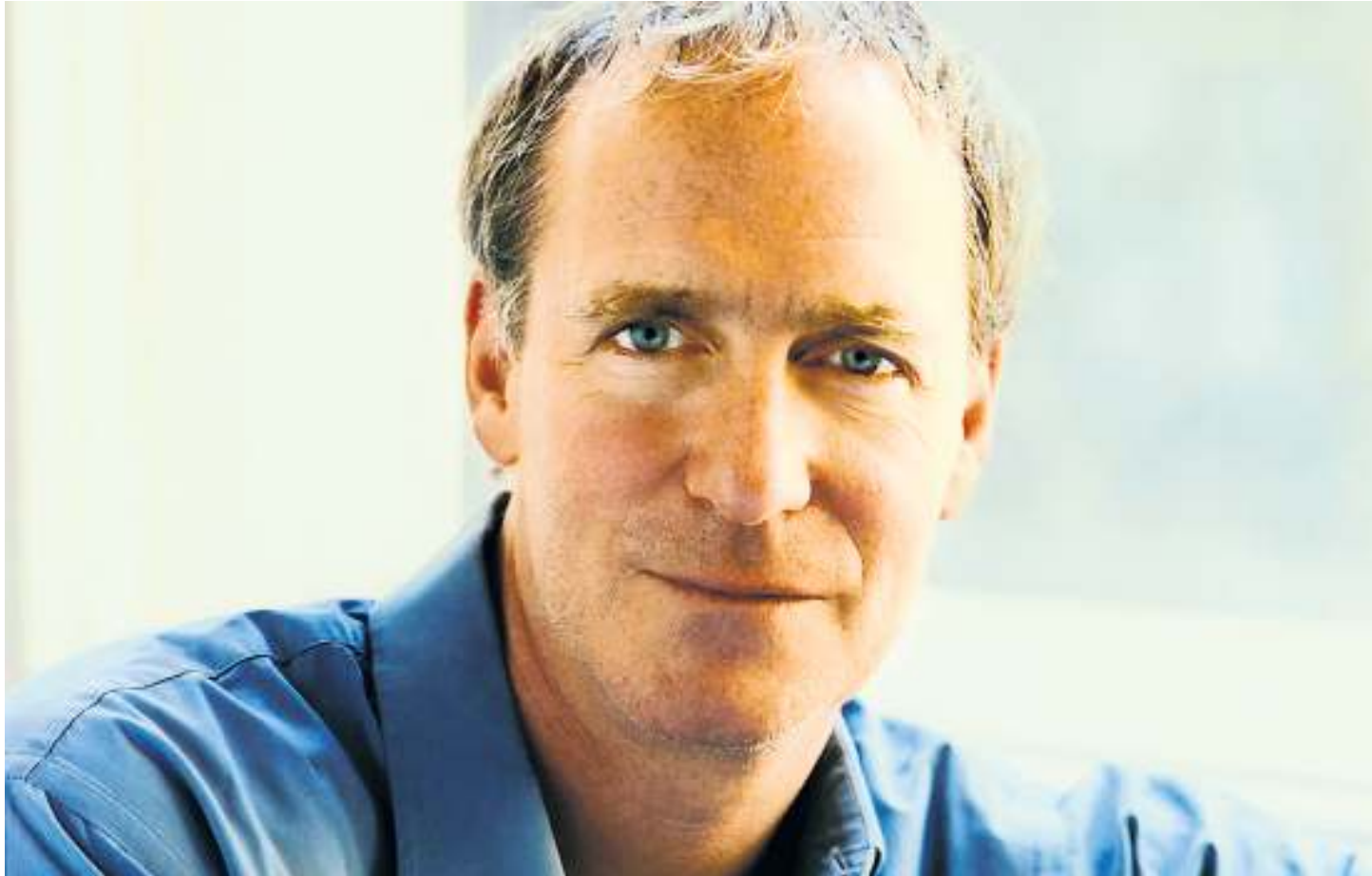
Die viel dramatischere Folge der Institutsausdünnung benennt Klaus Püschel mit wesentlich deutlicheren Worten: „Das geht auf Kosten der Rechtssicherheit.“ Nüchtern schiebt er eine banale Feststellung in Form einer Frage nach, die es in sich hat. „Was ist schon bedeutender als die Todesdiagnose?“, fragt der Hanseat bewusst provokant. Wahrscheinlich, mutmaßt der Mann, der selbst Gewebe- und Organspender ist und stets einen Zettel bei sich trägt, der ihn als Menschen ausweist, der seinen Körper für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen will, leben wir in einer vergleichsweise zu friedlichen Welt. Den Gedanken, dass Tod und Gewalt aufgeklärt werden müssen, kann man so bequem aus dem Denken verbannen.

„Das ist eine ziemliche Katastrophe für die Opfer“, sagt auch Elisabeth Türk mit Blick auf die Einschränkung der Arbeitsmöglichkeiten für Rechtsmediziner. Aber die Opfer, sagt die Hamburger Ärztin, hätten halt keine Lobby. Die Leidtragenden der Sparpolitik, das sind die Toten, aber auch Gewaltopfer wie misshandelte Frauen, missbrauchte Kinder und Gefolterte. Sie protestieren nicht gegen den Abbau der Institutionen, die dafür da sind, an ihrem Körper rechtsfeste Beweise zu sichern, um Täter überführen oder überhaupt erst die wahre Identität beispielsweise der anonymen Opfer einer Naturkatastrophe feststellen zu können.

Lernen für die Lebenden

Elisabeth Türk hat mehr als zehn Jahre als Rechtsmedizinerin in Hamburg, Großbritannien und dem Saarland gearbeitet. Sie kennt die langen Wege von Instituten zu Tatorten, die wegen der Ausdünnung für ihre Berufskollegen zum Arbeitsalltag gehören. Vom Hamburger Institut werden auch Fälle in Niedersachsen, beispielsweise in Bremerhaven, versorgt. Das bedeutet einfach bis zu zwei Stunden Anreise – und zurück noch einmal die gleiche Zeit. Der Verdacht liegt nahe, dass der Weg des anreisenden Rechtsmediziners oder die Distanz zum nächsten Obduktionsort Einfluss darauf hat, ob die Ermittler sich im Zweifelsfall für oder gegen eine gerichtsmedizinische Untersuchung entscheiden. Zeit und Wege kosten Geld.

Seit 2011 ist Türk wieder in einer Klinik bei Hamburg als Kardiologin tätig. Der Rechtsmedizin hat sie jedoch nicht endgültig den Rücken gekehrt. In einer interdisziplinären Arbeitsgruppe wird sie weiter mit ihrem ehemaligen Institutschef Klaus Püschel zusammenarbeiten. Auch im Klinikalltag hilft ihr die Zeit in der Rechtsmedizin. Schließlich geht es da immer auch um rechtsmedizinische Fragen wie die des Patientenrechts. Türk kommt eine lange Erfahrung auf diesem Arbeitsfeld zugute, die Medizinstudenten zunehmend vorenthalten wird. Denn wer vom Ende des Lebens her denkt, handelt bei der Vermeidung von Fehlern anders. Da ist Türk ganz bei Püschel, der sagt: „Nichts ist lebendiger als die Gerichtsmedizin. Dort lernen wir von den Toten für die Lebenden.“



Auch wenn er oft ernst dreinschaut: August Zirner würde gern mehr komische Rollen spielen.

Foto: Volksoper Wien

„Wann haben Sie begriffen, was Ihre Eltern meinten?“

Begegnung mit August Zirner

Wenn August Zirner seine Geschichte erzählt, scheint er sie selbst nicht so recht glauben zu können. Es müsste doch eigentlich eine Opfergeschichte sein, die Geschichte einer jüdischen Familie in Wien. Zirnens Großmutter besaß ein renommiertes Bekleidungsgeschäft, das Maison Ludwig Zwieback & Co. Bruder. Nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten wurde das Kaufhaus zwangsarisiert, die Familie Zirner-Zwieback wurde enteignet und ging nach Amerika. Über die Vergangenheit ist danach nie mehr gesprochen worden, aber an eines erinnert sich August Zirner sehr wohl: „Mein Vater war ein gedemütigter Mensch.“

August Zirner hat inzwischen seine eigene Geschichte geschrieben – eine Erfolgsgeschichte als deutscher Schauspieler. Als er nach der Schule beschloss, ans Theater zu wollen, schickte die Mutter ihn zurück in die alte Heimat. Wenn schon an eine Schauspielschule, dann an die Wiener. Aus dem amerikanischen Burschen, der zwar Deutsch sprechen, aber deutsche Theaterstücke nicht lesen konnte, wurde ein bestens beschäftigter Schauspieler. Zirner fing an einer der ersten Adressen an – den Münchner Kammerspielen. Heute ist seine Filmografie unerschämmt lang, er hat in zahllosen Kino- und Fernsehfilmen mitgespielt. „Ich habe das Glück gehabt, dass ich es mir aussuchen konnte“, sagt Zirner.

Seit fast vierzig Jahren lebt Zirner in Deutschland. „Aber ich fühle mich heute

Porträt Er ist ein gefragter Schauspieler. Das ist nicht nur ein Beruf – August Zirnens vielfältige Rollen geben ihm immer wieder neue Impulse, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen.

Von Adrienne Braun

noch als Amerikaner“, sagt er, „das klingt vielleicht absurd.“ Wenn wie kürzlich der Abhörskandal durch die Medien gehe, kriege er „eine wahnsinnige Wut auf mein Land“. Aber er hat ja ohnehin wechselnde Identitäten, ist mal der Chef eines Callcenters, mal ein neurotischer Analytiker. „Die Chance, die Rollen so vielfältig und verschiedene Rollen zu spielen“, sagt Zirner, „stiftet Verwirrung mit sich selbst.“

Zirner nimmt sich Zeit, bevor er einen Satz in die Welt entlässt. Er ist keiner, der vorproduzierte Sätze im Interview absputzt. Das Gespräch ist für ihn vielmehr eine Übung, „sich besser verständlich zu machen“, so wie er auch versucht, über das Rollenspiel mehr über sich selbst zu erfahren. In den vergangenen Wochen hat Zirner am Münchner Residenztheater den

Stiller aus dem Roman von Max Frisch gespielt. „Der Text nimmt einen mit“, meint er, „weil man sich fragt: Wer bin ich, wie sehen mich die anderen?“

So eröffnet die Schauspielerei ihm immer neue Perspektiven beim Ausloten der eigenen Identität. „Ich habe das Glück“, sagt Zirner, „wenn mich etwas beschäftigt im Leben, kommt meistens eine Rolle, ein Film, ein Stück, das damit zu tun hat.“ So verdankt er es auch dem Theater, dass er mit Anfang vierzig begann, sich mit seiner eigenen Vergangenheit und der seiner Familie auseinanderzusetzen. Auslöser war ein Stück über den Dirigenten Wilhelm Furtwängler.

Zirner hatte sich nie mit dem Dritten Reich beschäftigt – und auch nie mit der Delegation, die seine Familie in Amerika aufsuchte, als Zirner noch ein Kind war. Die Herren brachten einige Erbstücke mit – von dem Komponisten Franz Schmidt. Er wurde von den Nationalsozialisten als der bedeutendste lebende Komponist Österreichs hofiert und schrieb unter anderem die Kantate „Deutsche Auferstehung“. Eben dieser Franz Schmidt entpuppte sich als Zirnens illegitimer Großvater. „Ich habe sozusagen einen Nazigroßvater und eine jüdische Großmutter“, sagt Zirner.

„Als ich in ‚Furtwängler‘ mitgespielt habe, habe ich erst begriffen, was kleine Be-

VIEL GESEHENES GESICHT

Leben Zirner wurde 1956 in Illinois geboren und wuchs als typisch amerikanischer Bursche auf. Die Mutter legte aber Wert darauf, dass er auch Deutsch lernte. Mit 18 Jahren ging Zirner nach Wien an die Schauspielschule. Heute ist er durch und durch deutscher Schauspieler, fühlt sich im Herzen aber noch als Amerikaner.

Name Angeblich kennen viele Zuschauer seinen Namen nicht, gesehen haben sie August Zirner sehr wohl – in „Pünktchen und Anton“ von Caroline Link oder in den Fernsehproduktionen „Oktoberfest – Das Attentat“ oder „Contergan“. Seinen Durchbruch hatte er 1994 in Margarethe von Trottas „Das Versprechen“. adr

merkungen meiner Eltern bedeutet haben“, erzählt Zirner. „Meine Theorie dazu ist: Ich musste vierzig Jahre alt werden, um die Nerven, die Kraft und die seelische Stärke zu haben, das überhaupt an mich heranzulassen.“

Der Mensch ist vielfältig – das versucht Zirner sich immer wieder zu sagen, um es besser zu begreifen. So, wie er Schauspieler ist – und immer mehr zum Musiker mutiert. Er ist ein leidenschaftlicher Jazzmusiker und hat ein eigenes Programm entwickelt, mit Sprache und Flöte. „Die musikalische Seite weitet sich immer mehr aus.“

Natürlich arbeitet er weiterhin fürs Fernsehen: „Man muss ja auch Geld verdienen“, sagt er. Er schätzt das deutsche Fernsehen und hält es für besser als das Angebot anderer Länder. „Es ist europaweit vorne bei der Auswahl der Stoffe“, sagt Zirner, „und es sind spannende Themen.“

Er stehe gern vor der Kamera, sagt er, „ich mag das feinere und genauere Spiel“ – und trotzdem würde er gern wieder mehr Theater spielen. Aber viele Entwicklungen am heutigen Theater stören ihn. „Wenn Provokation zur Gewohnheit wird und zum Stil, dann wird es langweilig“, meint er. Er glaubt zwar nicht an Werktreue, aber an „Interpretationstreue“. Auch ist ihm „Respekt“ vor den literarischen Texten wichtig.

Statt dessen begegne ihm immer häufiger „Unfähigkeit, Unausgebildetheit“, wie er sagt. „Die wenigsten Regisseure wissen, wie Schauspieler funktionieren“, meint er. „Sie machen äußerliches Theater.“ So sehr er das selbst bedauert, „aber deswegen werde ich nicht mehr viel Theater machen“.

Das Zirner nun am Residenztheater die Titelrolle in der Frisch-Dramatisierung annahm hat, hatte auch private Gründe: Sein Sohn Johannes ist ebenfalls Schauspieler und Ensemblemitglied am „Resi“. Auch die Tochter Anna macht inzwischen selbst als Regisseurin erste Schritte im Beruf. Somit gehen nun alle vier Kinder ihre eigenen Wege. Es könnte für Zirner und seine Frau, die Schauspielerin Katalin Zsigmondy, in ihrem Haus am Starnberger See eigentlich etwas ruhiger werden. Tut es aber nicht, es bleibe anstrengend, sagt Zirner, „es sind viele Baustellen“ – Film, Theater, Musik, Lesungen. Und doch gibt es etwas, was er gern viel häufiger machen würde: „komische Sachen“ spielen. „Ich weiß nicht, warum man mich für so ernsthaft hält“, sagt er in seiner durchaus ernsten Art. „Wahrscheinlich, weil ich so ernst dreingucke.“

„Wenn Provokation zur Gewohnheit wird und zum Stil, dann wird es langweilig.“

August Zirner über das aktuelle Theater

Bloß nicht

Smartphone Mit der App namens Swype wird der fleißige Nachrichten-Tipper zum Scheibenwischer entmündigt. Von Philipp Obergassner

Wer es zum ersten Mal sieht, ist überwältigt von der schönen neuen Technikwelt, in der wir leben: Mit der App Swype kann der Smartphone-Nutzer mit schwungvollen Wischern über das Display seine Nachrichten schreiben. Ein Algorithmus erkennt dann, welches Wort der Verfasser im Sinn hatte, bevor er seinen Zeigefinger auf die Reise durchs Tastenland schickte. Vorbei die mühsamen Textkorrekturen, als noch menschliche Unzulänglichkeiten wie Wurstfinger die Funktion der smarten Geräte beeinträchtigten. Auch das Hirn kann jetzt auf Sparbetrieb geschaltet werden, denn die App erkennt aus dem Kontext, welches Wort folgen könnte und schlägt es vor. Folgt man den Tipps des Schreibassistenten vom ersten Wort an, ergibt das Sätze wie: „Hallo Herr Dr. und ich bin auch nicht mehr so viel los ist.“ Eine tolle Spielweise für Dadaisten.

Probleme hat das Programm, wenn es mehrsilbig wird. Swype bügelt damit über die wunderbare Eigenschaft der deutschen Sprache hinweg, Wörter zusammenzukleben. Bei typisch deutschen Begriffen wie „Beitragsbemessungsgrenze“ oder „Altpapiersammlung“ geht die App in die Knie. Die sprachlichen Konsequenzen sind verheerend. Nachrichten wischfauler Schreiber wirken wie durch ein Silbensieb gelassen – was zu lang ist, fliegt raus. Die Gesellschaft für deutsche Sprache ist alarmiert und beklagt, dass stilistisch in Texten vom Handy „auch nicht mehr so viel los ist“.

Doch auch bei kurzen Wörtern ist Vorsicht geboten. Denn wer nicht aufpasst, nickt Wortvorschläge ab, die den Sinn der Nachricht entstellen. So wird aus „Gegner“ schnell ein „Gebet“ und wer jemanden als „Depp“ beleidigen will, bekommt den Vorschlag „FDP“. Erwischt!

Kinder, Küche, Kirche



Kinderkram

Perspektiven In Pakistan gibt es im TV Babys zu gewinnen. Hier sind sie Statussymbole.

Von Ulla Hanselmann

Ein Baby als Hauptgewinn“ lautete vor Kurzem eine „Spiegel-Online“-Schlagzeile. Eine Mutter zieht das sofort in die Nachricht rein. Was sie zu lesen bekommt, lässt ihr die Haare zu Berge stehen: In Pakistan wurde jüngst bei einer Fernsehshow – eine pakistanische Variante von der „Der Preis ist heiß“ – den Gewinnern ein Baby als Siegtrophäe überreicht. Ein kleines Mädchen, im roten Strampler, Fatima soll es heißen.

Es war nicht das erste Mal, war zudem zu lesen, dass ein Menschenkind als Prämie ausgelobt worden sei; ein Junge solle in den kommenden Tagen folgen. Das Gewinner-Ehepaar war überglücklich, angeblich hatte es jahrelang vergeblich versucht, ein Kind zu bekommen.

Die verschenkten Säuglinge kommen von einer Fürsorge-Organisation, die mit dieser Aktion auf einen Missstand hinweisen will. Sie entdeckte bis zu 15 ausgesetzte Babys pro Monat auf den Straßen, vor allem Mädchen, weil die Eltern die Mitgift, die bei der Heirat der Tochter fällig wird, nicht bezahlen können.

In Pakistan sind Babys also wertloser Müll, den man in eine Abfalltonne wirft. Der Moderator der Show versteht die Aufregung um den menschlichen Hauptgewinn deshalb auch nicht, er wertet die Preisauswahl als „Symbol von Frieden und Liebe“.

Hierzulande sind Kinder das größte Gut, das die Gesellschaft hat; zumindest wird das gern in Sonntagsreden behauptet, mit den Taten, die solchen Worten in der Familien- und Bildungspolitik folgen sollten, ist es dann so eine

Sache. Tatsache ist, dass die Geburtenrate inzwischen so niedrig ist, dass Kinder in der akademisch gebildeten Mittelschicht zum Statussymbol avanciert sind. Wer früher mehr als drei Kinder hatte, galt schon beinahe als „asozial“. Heute ist es so: je mehr Kinder, umso größer der Wohlstand, umso höher der erreichte Glücks- und Selbstverwirklichungsgrad.

Statt „Mein Haus, mein Auto, mein Boot“, wie in den Neunzigern in der Sparkassen-Werbung, heißt es nun: „Meine Kinder, mein E-Bike, mein Weinberg“. Interessant ist, dass Feministinnen einst dafür gekämpft haben, dass Frauen die Freiheit haben, sich über Rollenzwänge hinwegzusetzen, um Selbstständigkeit, materielle Unabhängigkeit und Selbsterfüllung zu erlangen. Inzwischen nutzen junge, gut ausgebildete Frauen von gut verdienenden Männern diese Freiheit

immer öfter auf ihre Weise: Sie bekommen Kinder, gerne drei oder vier, und verzichten auf jede Erwerbsarbeit. „Uns geht es gut, ich muss nicht arbeiten“, sagen diese Frauen dann, und es ist keineswegs so, dass wir das nicht respektieren würden. Sie kümmern sich mit Hingabe und hoher Professionalität um die Organisation des Haushalts und den Bildungserfolg ihres Nachwuchses sowie dessen bestmögliche Persönlichkeitsentfaltung. Vielleicht engagieren sie sich noch ehrenamtlich in der Kirchengemeinde oder bei einem Verein, ansonsten machen sie den Garten schön. Kinder, Küche, Kirche also wieder. So besehen, ist es dann hier doch ein bisschen wie im fernen Pakistan bei der TV-Show, bei der Kinder der Hauptgewinn sind.